



Im Wachs der Seele ...

Ludwig Thoma zum 100. Todestag am 26. August 2021

von Martin Stankowski

Obwohl buchstäblich landläufig, erscheint es falsch, Ludwig Thoma auf die Art seiner Klassiker wie *Lausbubengeschichten* (1905/07), den *Münchner im Himmel* (1911) oder *Jozef Filzers Briefwexel* (1912) zu beschränken. Zu solcher Eingrenzung trug maßgeblich die Rezeption der deutschen Wirtschaftswunderzeit mit ihrer (Sehn-)Sucht nach einer heilen Vergangenheit bei, die neben dem Verlagswesen – auch – in einem halben Dutzend Filmen wirksame Verbreitung fand. Aber natürlich gab Thoma solcher Interpretation reichlich Nahrung.

Thomas Werk erscheint – mir – wesentlich geprägt von einem Beobachterstatus. Dieser begründet sich, bei ihm stark ausgeprägt, in einer Mischung aus gewünschter Einbindung und eigensinnigem Nicht-Dazugehören. Zur Renitenz trugen wesentlich chaotische Lebensumstände bei, die erst in seinen mittleren Jahren dank literarischem Erfolg und dementsprechender finanzieller Absicherung in ein (äußerlich) ruhigeres Fahrwasser gelangten. Paradigmatisch steht dafür das unter eigener planerischer Beteiligung 1907 erbaute Haus „Auf der Tuften“ in Rottach-Egern am Tegernsee: ein zutiefst traditionelles, halb bäuerliches (mit Bauernstube und „Kuchl“), halb bürgerliches Anwesen (mit Biedermeierzimmer) als Treffpunkt arrivierter Künstler (wie Slezak, Ganghofer, Richard Strauss). Doch noch einmal zurück: Früh verlor er den Vater, einen Förster; seine Mutter, die ihren Lebensunterhalt als Pächterin wechselnder Gastwirtschaften bestritt, sah für ihn eine klerikale Laufbahn vor, wohl kaum vom Jungen gewollt, was zu stets kurzfristigen Schulaufenthalten in halb Süddeutschland führte. Aus dem zunächst anhaltenden Wanderleben verblieb eine Unruhe, die in der jahrelangen unbefriedigenden Suche sowohl nach Zugehörigkeit, ob bei studentischen Corps, ob bei zahlreichen Frauenbekanntschaften, als auch nach einer beruflichen Basis, die immerhin in einigen Jahren Rechtsanwaltskanzlei in Dachau (1894–97) mündete. Der Wechsel nach München verlegte dann die Unrast in das Schriftstellerische. Er beginnt zum einen die im Umgang mit Landbevölkerung und Bohème erworbenen Erfahrungen in seinen Komödien und zahlreichen Kurzgeschichten umzusetzen. Zum anderen nimmt er die für ihn bornierte Gesellschaft aufs Korn; er wird zum entscheidenden Motor des Satiremagazins *Simplizissimus*.

Einen offensichtlichen Wandel gebiert der Erste Weltkrieg.

Thoma ist beileibe nicht der einzige freiwillige Kriegsbegeisterte unter Künstlern und Literaten, er überlebt, behält allerdings die deutschnationale Gesinnung bei, die ihn gepaart mit dem Erlebnis der kurzfristigen Münchner Räterepublik zum Antidemokraten macht, der im Miesbacher Provinzblatt einem rüden Antisemitismus Platz gibt. Wiederum zeigt sich das merkwürdig Ungebundene in, wie mir scheinen will, noch zunehmender Ambivalenz: Denn gleichzeitig betreibt er nach dem Ende seiner Ehe mit der Tänzerin „Marion“ (1911) nunmehr ausgerechnet eine emotional aufwallende Beziehung zur aus jüdischem großem Haus stammenden (verheirateten) Maudi Liebermann und behält in seinen Texten jetzt (vor allem) die halb beschönigende, halb reservierte Sicht auf die alte Heimat bei. Gibt er sich äußerlich als stämmiger bodenständiger Bajuware mit Schnauzbar, ländlicher Kleidung, Pfeife mit langem Rohr und Jagdleidenschaft, rutscht er psychisch in Depressionen und beginnt an Magenkrebs zu leiden, an dem er 54-jährig stirbt.

Eine Art Zusammenfassung seiner literarischen Ambitionen – „*Im Wachs der Seele hat sich auch alles Äußere so abgedrückt, dass ich dadurch immer noch die treuesten Bilder von Menschen und Dingen geben konnte*“ – und seines inneren Zustands bietet nach meinem Dafürhalten der Roman *Altaich* (1918). Der Untertitel *Eine heitere Sommergeschichte* wirkt fast provokant, denn es geht im Dachauer Umfeld um das Aufmotzen eines neuerdings durch die Lokalbahn angebotenen stattlichen Dorfs zum Luftkurort. Während einer Saison treffen hier Auswärtige ein, Münchner (!) Beamte, ein Schweizer Poet, ein habsburgischer Offizier, ein Berliner Kaufmann mit Gattin und Tochter, eine halbseidene Dorfstämmige, ein überkandidelter Kunstgeschichtler, denen einige Dorfgranden und Hausdiener in derselben nicht zuletzt sprachlichen Überzeichnung gegenübergestellt werden mit dem einzigen Antipol einer ehr-



Ludwig Thoma (1867 - 1921),
gemalt von Karl Klimsch um 1909

Abb.: Wikipedia

>>>



baren Müllerfamilie. Das Karikaturenhafte einer altbairischen Verwurzelung gegenüber städtischem Milieu erinnert an die *Simplizissimus*-Zeiten, als solche Wesensarten bereits mit spitzer Feder aufgespießt wurden, nunmehr allerdings durch das gutmütig dramatische, rückwärtsgewandt-utopische Geschehen und durch eingewobene persönliche Erinnerungen wie jene an seinen Bruder gemildert.

Letztlich zieht Thoma selbst (s)ein Fazit:

*Leute, die meine Bücher beurteilen, sehen über ein paar lustigen Dingen nicht die Hauptsache, in der allein die Schwierigkeit und darum auch das Können liegt. Das ist, daß alle Menschen leben müssen, nach ihrem Typus denken und handeln.*¹

Da winkt nicht nur der von ihm geschätzte Fontane, dessen *Jenny Treibel* er verehrte, von fern, diese Haltung rückt ebenfalls vieles heimattümelnd Ehemalige, vieles In-sich-Kreisende, auch mehrstimmige Ungeordnete, vieles etwas aufstoßende Durchsichtige in ein von uns Heutigen leidlich akzeptabel nachvollziehbares literarisches Licht. Dass er in einem Testament seine Nächsten reich bedachte, mag zudem über seinen schwierigen, nicht gerade geradlinigen Charakter hinweghelfen.

¹ Die beiden Zitate stammen aus Briefen an Maidi von Liebermann vom 8. 9. und 4. 10. 1919. In: Ludwig Thoma: *Ausgewählte Briefe*. München: Langen 1927.

Kurzporträt des Autors: S 36

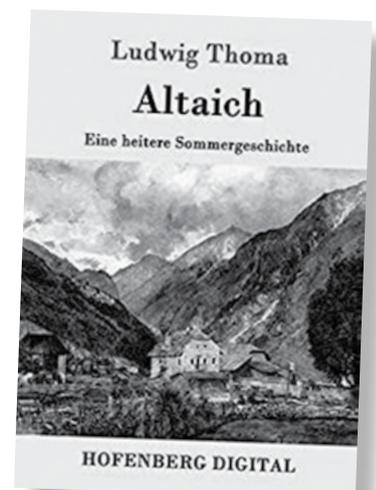
„Wann der Lenau Karlsbader getrunken haben möchte, hätte er humoristische Gedichte gemacht.“

Ein kleiner Auszug aus Ludwig Thomas *Altaich*

„Spaß beiseit! Das is dem Herrn Posthalter auch net recht ...“
 „Was geht denn dös di o, du Kramalippi? Du Salzstößla, du trapfer, du - - -“ Grobe Menschen sind in frühen Morgenstunden noch gröber. Martl sagte etwas so Hausknechtliches, dass ein Mann, der seit Stunden über feine Redewendungen nachgedacht hatte, angewidert werden musste.

Natterer ging schweigend weg; und da zog Martl auch den andern Fuß aus dem Pantoffel und ließ die Zehen spielen. Den Kaufmann überkam ein bitteres Gefühl, als er nun an dem schönen Morgen den Kirchenweg entlang schritt. Es war nichts in ihm von der Fröhlichkeit, die alle Vögel pfeifen und zwitschern ließ. Dieses Altaich! Ob man auch anderwärts dem Wohltäter eines Ortes so roh begegnen durfte? Ob es anderwärts ein gemeiner Hausknecht wagen durfte? Hier freilich war nicht dagegen anzukämpfen. Wenn er sich beim Posthalter beschwerte, sagte der seelenruhig: „Dös is halt an Martl sei Spruch ...“ Natterer gab sich seiner schmerzlichen Stimmung hin, als er, um eine Ecke bieugend, vor Herrn von Wlazeck stand, der schon von einem Morgenspaziergang zurückkehrte. „Särvus, Herr Kommerzialrat!“ rief der Oberleutnant jovial. „Haben Sie sich zu meiner Kur bekehrt? Is sie nicht großartig?“ Natterer erwiderte, dass er noch keine Zeit gefunden habe ... „Zur Gesundheitspflege hat man ganz einfach Zeit, Verehrtester! Jedes Verseimnis rächt sich, muss sich

rächen ...“ „Ich werde Herrn Oberleutnant demnächst folgen ...“ „Tun Sie das! Woher habe ich denn meine Elastizität? Vom Karlsbader. In der Fruh das Quantum zu sich nehmen, als dann eine Stunde spazieren laufen, das macht dinnes Blut. Das ist das ganze Geheimnis. Wie belieben?“ „Ich meine, ich habe das schon von ärztlicher Seite gehört ...“



Altaich gibt es auch als Kindle-Edition

„Schon möglich. Auch Ärzte besitzen zuweilen Einsicht. Militärärzte natürlich ausgenommen. Aber ich behaupte: Alles, was den Menschen bedrückt, kommt vom dicken Blut. Ich habe einmal in Wien zu einem sehr bekannten Dichter gesagt: Ich bidde, Herr von ..., na, der Name tut nichts zur Sache ..., ich bidde, was wollen Sie eigentlich mit Ihrem Wöltschmerz? Der ganze Wöltschmerz is bloß mangelhafter Stuhlgang. Wann der Lenau Karlsbader getrunken haben möchte, hätte er humoristische Gedichte gemacht. Mit einem Pfund Glaubersalz reinige ich die gesamte Poesie vom Wöltschmerz ... Aber wirklich!“